

Traum von Salamanca

Neulich saß ich im Café, als mich die Sterblichkeit ansprach. „Lernen wir uns endlich einmal kennen“, sagte sie, „habe ich doch schon so viel von Ihnen gehört. Immer wenn ich kam, waren Sie gerade gegangen.“ „Oder umgekehrt“, antwortete ich höflich und winkte dem Kellner. „Einen Rioja“, bestellte sie, setzte sich mir gegenüber und schlug die Beine übereinander. „Ein zweites Glas?“ fragte sie, als der Kellner mit dem Wein kam, aber ich wollte lieber beim Kaffee bleiben. „Nicht gesund fürs Herz“, meinte sie und zündete sich eine Zigarette an. Die Adern auf ihrem Handrücken waren deutlich zu sehen. „Kann es sein, dass Adern den gleichen Verlauf haben wie ein Fluss? Die gleichen Biegungen wie die Lahn hier in der Stadt?“ Ich hielt ihre Hand in der meinen und verglich unsere Handrücken, der Verlauf der Adern war genau gleich. Spielerisch schlug sie nach mir. „Nicht die Lahn, mein Lieber, der Tormes. Ich lege Wert auf Qualität.“ Ich nahm einen Schluck Kaffee, doch er schmeckte wie Wein. „Gegen unser Unterbewusstsein sind wir machtlos“, meinte die Sterblichkeit lächelnd. Ich roch an der Tasse: Kaffee. Ich kostete: Wein. Mir war schwindelig. „Ich gehe, mich ein wenig frisch machen“, sagte ich. „Das wollte ich schon immer mal sagen.“ Ein Kichern stieg in mir auf. Sie schaute mich an und hob eine Augenbraue, dann bückte sie sich nach ihrer Handtasche und förderte einen Lippenstift samt Spiegel zutage. Mit der Linken winkte sie mir zu, hieß mich gehen, um sich dann der Farbe ihrer Lippen zu widmen.

Auf der Toilette wusch ich mir die Hände und das erhitzte Gesicht. Der Spiegel hing zu tief, ich sah nur meinen Oberkörper bis zum Ansatz des Hemdkragens. Der oberste Knopf war lose, hing noch an einem Faden, hing noch, als ich mich bewegte, das Papierhandtuch zu ergreifen, rutschte und fiel. Er fiel langsam, unendlich langsam, sich um sich selbst drehend dem reißenden Wasserstrahl des Beckens entgegen, dessen Wasser nicht verlangsamt war, das gurgelte und rauschte in gnadenlosem Tempo, fiel wie Perlmutter schillernd, fiel immer noch, so dass ich die vier Löcher sah, in denen der zerschlissene Faden nicht mehr Halt gefunden hatte, bis er den Strahl berührte, mit einem Klicken das Porzellan erreichte und im Abfluss verschwand.

Das Papierhandtuch in der nassen Hand, öffnete ich das schmale Fenster, sah durch das Licht unter der Decke draußen nur Dunkelheit, stieg auf das Fensterbrett und sprang in das Dunkel. Sprang und sah mich gleichzeitig auf das Fensterbrett steigen, sah mich von hinten,

sah die dunkle Hose, das blaue Hemd, sah das Papier, das an der Hand klebte, sah das plötzlich leere Fenster.

Ohne das Licht in der Toilette war die Dunkelheit nur eine Abenddämmerung, in die ich hineinfiel. Ein weicher, warmer Frühsommerabend mit dem Duft von Akazien und Honig. Der Fahrtwind des Fallens löste das Papier von meiner Hand. Es trieb davon, mir voraus, schneller als ich, wurde dabei aber nicht kleiner, wurde größer, weitete sich, entfaltete sich und krümmte sich zum Horizont. Das Papier wurde Karte, Landkarte, Land, ein fremdes Land mit staubiger Ebene, in deren Mitte eine Stadt war. In der Stadt ein Fluss, genau da, wo der feuchte Abdruck meiner Hand gewesen war. Ich drehte meine Hand, um die Adern zu betrachten. Wie ein Träumender blickte ich auf die Hand und auf den Fluss, als wäre die Hand die Karte des Landes, meine Ader der Tormes. Als ich wieder auf das Land sah, weitete es sich nicht mehr, entfernte sich nicht mehr, sondern ich fiel herab, der Stadt am Tormes entgegen, lautlos, schnell, leicht wie ein Blatt.

Plötzlich Feuchtigkeit im Gesicht, immer noch das Wasser des Waschbeckens, eine Wolke oder ein abendlicher Nebel über dem Fluss? Ich weiß es nicht. Jedenfalls stand ich am Ufer des Flusses, am Stadtrand Salamancas, wie ich den Schildern entnahm. Nicht gestürzt, nicht zerschellt, nur etwas zerzaust und zerknittert begann ich in die Stadt hineinzuwandern. Ich schaute mich um, lauschte den fremden Klängen, der Sprache, und nahm den Duft der Restaurants auf. Einige Menschen bewegten sich zielstrebig, als kämen sie von der Arbeit und müssten noch einkaufen, andere schlenderten unbeschwert wie ich, aber im Gegensatz zu mir hatte ihr Schlendern ein Ziel. Eine Stadt öffnet sich einem ganz anders, wenn man kein Ziel hat, nicht einmal ein touristisches. Die Farben, vom Abend gedämpft, als wären sie verschleiert, waren mein Führer. Ich folgte ihrer abklingenden Wärme schlafwandlerisch, bis ich innehielt, weil mir bewusst wurde, dass ich folgte, dass ich irgendjemandem folgte, dass ich irgendetwas befolgte und meine Ziellosigkeit eine Illusion gewesen war. Ich stand an einer der großen Verkehrsadern, deren Lärm an meinen Nerven zerzte. Dem Diktat der Ampeln gehorchend überquerte ich diese Ader, die nichts mit meiner lebendigen Hand zu tun hatte, die Leben nur vortäuschte, und flüchtete fast in einen kleinen Park. Keine Laternen mehr, gedämpfter Verkehrslärm, der mit jedem Schritt abnahm, und eine leichte Kühle, die die Nacht ankündigte, ließen mich wieder langsamer gehen. Der Park öffnete sich einer stillen Straße, die rechts von niedrigen und links von hohen Mauern begrenzt war.

Calle de Úrsulas, las ich und erreichte einen kleinen Platz, an dessen Ecke der Turm eines Konventes aufragte. Drei geometrische Grünflächen zierten den Platz vor dem Konvent, gegenüber ein Café, das schon geschlossen hatte. Unschlüssig näherte ich mich der mittleren Grünfläche, auf der eine überlebensgroße Bronzefigur aufragte. Es war eine expressiv kantige Männergestalt mit hinter dem Rücken verschränkten Armen und einem vorgestreckten bärtigen Kinn, die auf einem Steinquader stand. Ein von einer trüben Laterne beleuchtetes Schild an der Wand hinter der Figur trug ihren Namen. Ich trat zum Lesen einen Schritt näher und erstarrte. Miguel de Unamuno, sein Denkmal war es, das am Ziel meiner Wanderung stand. Stunden und Tage erregender Lektüre entwachsen meiner Erinnerung. Was für ein Unterfangen, diesen quecksilbrigen Geist in Bronze einzufangen! Ich setzte mich auf den Sockel und lehnte mich an die Bronze. Vor meinem inneren Auge sah ich das Café, sah ich den Knopf, die Ader auf meiner Hand, das Fenster, den Flug und wusste, dass ich träumte und zuckte zusammen, weil ich in meinem Traum zu Füßen Unamunos eingenickt war. Konnte man im Traum einschlafen und im Traum wieder erwachen? War der Schlaf im Traum traumlos gewesen? Ich lehnte mich an die Bronze. In meinem Ohr, in der Bronzefigur, in meinem Traum rauschte es wie fließendes Quecksilber. „Ist nicht unser Leben eher ein Traum“, hörte ich es flüstern, „aus dem wir im Tod erwachen? Doch zu welchem Zustand erwachen?“ „Doch zu welchem Zustand erwachen?“ wiederholte ich tonlos. „Und vielleicht ist gar die ganze Welt nur ein Traum Gottes, und Gott selbst erwacht eines Tages“, raunte die Stimme. Schweigen in dem andauernden Fließen. Dann wieder das Flüstern, fast gebrochen: „Wird er sich dann seiner einzelnen Träume erinnern?“ „Wird er sich erinnern?“ wiederholte ich leise. „Aber ich erinnere mich deiner, Miguel“, sagte ich, richtete mich auf und klopfte an Unamunos Knie. „Ich erinnere mich deiner, obwohl du viele Jahre vor meiner Geburt gestorben bist. Ich, ein anderer Traum Gottes, erinnere mich deiner.“ Ich hielt einen Moment inne und griff dann einen anderen Gedankenfaden, Traumfaden auf. „Der Traum ist, sagen wir, eine Erfahrung der Andersartigkeit, die aus der Normalität herausfällt. Sie währt nur kurz, dann sind wir wieder in unserer Normalität. Wenn unser Leben aber nur ein Traum ist, auch eine Erfahrung der Andersartigkeit, so ist der Tod der Durchgang in eine Normalität, die ganz anders ist als alles, was wir Normalität nennen.“ Der Platz war in tiefe nächtliche Stille gesunken. „Vielleicht verwinden sich unsere Träume ineinander, durchdringen sich und ich träume dich, wie du mich träumst, während Gott uns beide träumt. Wird er sich unser erinnern? Ich will keine Antwort, Miguel, denn wie sie auch

ausfiele, sie beendete meine Hoffnung.“ Als ich emporschaute, bildete ich mir ein, ein Schmunzeln auf Unamunos verschatteten Zügen zu erkennen. Erschöpft lehnte ich mich an das Denkmal, um mich im Schlaf zu verlieren.

Das Scharren von Stühlen auf dem Pflaster weckte mich am Morgen. Ein Kellner richtete die Tische und Stühle vor dem Café her. Fröstelnd trat ich näher, las, dass es „Café Niebla“ hieß, lächelte und suchte mir, immer noch etwas schlaftrunken, einen Platz. „Ein zweites Glas?“ fragte die Sterblichkeit und mein Kopf zuckte hoch. Ihr etwas zu stark geschminktes Gesicht schaute mich fragend an, während der Kellner neben ihr wartete. Ich nickte, dann tranken wir einander zu. Versonnen schaute ich durchs Fenster auf die Stadt an der Lahn. „Wir werden uns jetzt öfters sehen“, wollte ich der Sterblichkeit sagen, aber als ich mich ihr zuwandte, war ihr Stuhl leer. An der Wand dahinter hing ein großer Spiegel mit Goldrahmen, in dem ich mein Ebenbild erkannte. Etwas faltig und zerknittert sah es aus wie nach einer durchzechten Nacht, aber es fehlte ihm kein Knopf am Hemd. Beide drehten wir unsere Hand und betrachteten die Ader, deren Verlauf dem Tormes entsprach. Wie leicht war das Pulsieren des Lebens darin, das zeigte, dass hier Blut floss und Wein und quecksilbrige Gedanken und Erinnerungen und Träume. Lächelnd betrachtete ich mein Ebenbild im Spiegel. Vielleicht betrachtete er mich auch mit einem Lächeln, dessen Ebenbild ich war, und träumte mich noch ein wenig weiter. Ich erhob mein volles Glas und prostete meinem Spiegelbild zu, aber das Glas im Spiegel war leer.

Das Zitat Miguel de Unamunos stammt aus „Das tragische Lebensgefühl“ 1925, S. 288